

Josef Reitinger

# DIE URGESCHICHTLICHE KULTUR OBERÖSTERREICHS

Der Rundgang durch den historischen Aufbau des Linzer Schloßmuseums, das dem Besucher die Glanzleistungen der heimatlichen Kultur in historischer und systematischer Gliederung zeigen möchte, beginnt mit den urgeschichtlichen Funden. Sie werden in den Schausälen 1 und 2 gezeigt. Die Räume 3 und 4 sind der Römerzeit vorbehalten, und für die nachrömische Archäologie, etwa bis zur Karolingerzeit, werden zu einem späteren Zeitpunkt die Säle 5 und 6 eingerichtet werden.

Die Anfangsgründe der Menschheit liegen in unserem Lande noch im Dunkel des Unerforschten. Aus der Eiszeit, in der Oberösterreich zweifellos schon von Menschen bewohnt war, liegen wohl einige Funde vor, an denen die gestaltende Hand des Menschen erkannt werden kann, diese eignen sich jedoch aus verschiedenen Gründen nicht für eine Schaustellung in einem Museum, das nicht nur dem Fachmann, sondern auch breiteren Kreisen in einprägsamer Art die kulturelle Entwicklung unserer Vorfahren zeigen möchte.

Das älteste Fundmaterial, das handwerkliches Können und Geschmack erkennen läßt, stammt aus der jüngeren Steinzeit und wurde in einer eigenen Vitrine zusammengefaßt. Die jüngere Steinzeit, auch Neolithikum genannt, zerfällt in zahlreiche regionale und chronologische Einzelkulturen, von denen die Kultur der sogenannten Notenkopf-, Band- und Schnurkeramik sowie die Münchshöfer-, Mondsee- und Glockenbecherkultur in Oberösterreich durch entsprechende Funde gut nachgewiesen sind.

Die genannten Kulturformen entstammen drei geographischen Großräumen: dem donauländischen, nordischen und westeuropäischen. Die donauländische Kultur ist die am weitesten verbreitete und in unserem Raum auch vorherrschende Erscheinungsform der jüngeren Steinzeit. Ihr Verbreitungsgebiet zieht in einem breiten Streifen quer durch Europa von der Ukraine bis nach Belgien. Die Völker dieser Kultur waren Bauern und bevorzugten daher als Siedlungsraum die fruchtbaren Lößböden von Mittel- und Südosteuropa, um hier Acker-

bau und Viehzucht zu betreiben. Die wesentlichsten Kennzeichen der jüngeren Steinzeit sind ja das voll ausgeprägte Bauerntum mit Kenntnis von Ackerbau und Viehzucht und sesshafter Lebensweise sowie die Erfindung der Keramik.

Als älteste Schichte der donauländischen Kultur gilt in unserem Raum die sogenannte Notenkopfkeramik, deren Ornamentstil sich aus Elementen aufbaut, die eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Musiknoten haben. Sie reicht in das 4. Jahrtausend vor Christi Geburt zurück. In Oberösterreich wurde sie erst vor wenigen Jahren bekannt, als in einer Schottergrube bei Rutzing (Gde. Hörshing) ein Bagger ein Gräberfeld freilegte, dessen Hockerbestattungen mit Notenkopfkeramik, Steinbeilen in der Form der sogenannten Schuhleistenkeile und Schmuck aus Spondylus-Muscheln ausgestattet waren. Da die Spondylusmuschel nur aus dem östlichen Mittelmeer geholt worden sein kann, gibt uns dieser Fund auch einen deutlichen Fingerzeig für die „weltweiten“ Handelsverbindungen der damaligen Zeit.

Die Kultur der jüngeren Steinzeit war in unserem Raum schon mindestens zwei Jahrtausende am Leben, als sie um 1800 v. Chr. von der Bronzezeit abgelöst wurde. Von welchen Völkern sie getragen wurde, ist uns unbekannt. Wir wissen aber, daß sie in den letzten Jahrhunderten ihres Bestandes von nordischen und später auch von westeuropäischen Volkselementen durchsetzt und überlagert wurde. Von der Nordgrenze der nacheiszeitlichen Lößzone bis nach Skandinavien hinauf erstreckt sich eine Kulturform mit völlig anderer Keramik und anderen Steinwerkzeugen, die wir seit vielen Jahrzehnten als nordische Kultur bezeichnen. Auch sie war bäuerlich orientiert. Die allem Anschein nach ungünstige Gestaltung des Bodens machte, anders wie bei den donauländischen Lößbauern, einen rascheren Wechsel ihrer Ackerbaugebiete notwendig. Die Viehzucht stand vielleicht mehr im Vordergrund als bei den Bandkeramikern. Das Pferd, das die ältere donauländische Kultur noch nicht kannte, kam ebenfalls den Expansionsbestrebungen dieser Nordleute entgegen. Vom Ende des dritten Jahrtausends an drang dieses Volk von seiner nordischen Heimat immer weiter nach Süden vor, bis es auf die donauländische Kultur stieß. In deren Siedlungsraum bildete sich eine sogenannte Kontaktzone, an der auch Österreich Anteil hatte. Daher finden sich in unserer engeren Heimat zahlreiche neolithische Bodendenkmäler, die sich von den Hinterlassenschaften der donauländischen Bauern grundlegend unterscheiden. Besonders kennzeichnend ist das Werkzeug, das Steinbeil. Das des Bandkeramikers ist einfach, teilweise derb und meistens wenig sorgfältig bearbeitet. Die Steinbeile der nordischen Keramik sind mitunter sogar Kunstwerke: edel profilierte und fein polierte zweischneidige Lochbeile, Knauf- und Lochhämmer wie beispielsweise die ausgestellten Funde aus



*Funde aus der mittleren Bronzezeit*

*Zweihenkelige Urne und „Ungarische Schaftlochaxt“ aus Kronstorf; Tonschale aus Linz (ungefähr 1300 v. Chr.)*

Linz-Lustenau, Natternbach-Gaisbuchen, Linz-Kleinmünchen oder Mondsee. Die Steinbeile der nordischen Kultur gehören somit zu den schönsten Erzeugnissen der Jungsteinzeit in ganz Europa.

Auch das nordische Neolithikum gliedert sich in verschiedene Kulturen, von denen in Oberösterreich allerdings nur die sogenannte Einzelgrabkultur (früher auch als Schnurkeramik benannt), gut nachweisbar ist. Die sogenannte Mondseekultur stellt eine lokale Sonderform dar, die sich in unserem Bereich aus einer Durchdringung von seßhaft gewesener Bandkeramik und zugewanderter nordischer Kultur geformt hat. Vorwiegend kennen wir sie aus den Fundplätzen unserer Alpenseen. Sie ist aber auch in den anderen Vierteln unseres Landes nicht unbekannt. Kennzeichnend sind der sogenannte Mondseer Knaufhammer und eine besonders schön verzierte Keramik. In die noch weiche Gefäßwand der Töpfe und Henkelkrüge wurden Ornamente eingestochen und nach dem Brand mit weißer Kalkeinlage ausgefüllt. Konzentrische Kreise als Symbol des Sonnenrades und Ornamente aus Dreiecken und zersetzten Mäander- und Spiralelementen sind charakteristisch für den Mondseestil. Auch diese weiß inkrustierte Mondseekeramik gehört zum Besten, was uns das jungsteinzeitliche Kunstgewerbe Oberösterreichs hinterlassen hat.

Schon ganz am Ende der jüngeren Steinzeit drang in Oberösterreich nochmals ein fremdes Volkselement ein: Die Glockenbecherleute. Ihre Heimat ist die iberische Halbinsel. Anscheinend nach nomadischer Gesittung lebend, verlassen sie noch um 2000 v. Chr. ihre spanische Heimat und ziehen durch ganz Europa. Ihre eindrucksvollste Gefäßform, der glockenförmige Zonenbecher, findet sich in völlig gleicher Art in allen west- und mitteleuropäischen Ländern von Portugal bis Polen, die britischen Kanalinseln nicht ausgenommen. In ihren kulturellen Hinterlassenschaften finden sich auch kleine Kupferobjekte, die besagen, daß wir mit dieser spätesten neolithischen Kultur am Beginn der Metallzeit stehen. Ein Grabfund mit Keramik und Kupferdolch aus Scharlinz möge diese Berührung von Stein- und Metallzeit einprägsam demonstrieren.

Ein Blick auf die Fundkarten an der Wand zeigt, daß die der Steinzeit folgende Bronzezeit in Oberösterreich wesentlich weniger Fundplätze aufweist als das Neolithikum. Daraus soll keineswegs gefolgert werden, daß Oberösterreich in der Bronzezeit weniger dicht bevölkert war als in der jüngeren Steinzeit. Bei den steinzeitlichen Funden handelt es sich häufig um Steinbeile, die entweder unbrauchbar geworden waren oder durch Bronzebeile ersetzt und daher weggeworfen wurden. Bronze jedoch ist bis zum heutigen Tage ein wertvoller Werkstoff geblieben. Alte, unbrauchbar oder unmodern gewordene Werkzeuge und Geräte wurden immer wieder eingeschmolzen oder umgearbeitet. Daraus



*Keltische Funde der La-Tène-Zeit*

*Kammstrichtopf aus Neubau (1. Jh. v. Chr.), 2 Bronzearmringe aus Frauenstein am Inn  
und eiserner Gürtelhaken aus Linz (4. bis 3. Jh. v. Chr.)*

resultiert, daß aus den Metallzeiten wesentlich weniger Funde zu erwarten sind als aus der Steinzeit. Ein Vergleich der beiden Fundkarten zeigt, daß die geographische Verteilung der Fundplätze der beiden Epochen einander weitgehend entspricht. Eine besonders auffallende Häufung von Funden finden wir im Machland, im Eferding-Ottensheimer und Gallneukirchner Becken, im Bauernland um St. Florian und in der Welser Heide. Das sind die landwirtschaftlich besonders ertragreichen und verkehrsgünstig gelegenen Gebiete, in denen auch heute die Landwirtschaft noch ihre Schwerpunkte hat. Eine auffallende Fundleere herrscht im Gebirgsbereich, vor allem im südöstlichen Teil des Landes, der von großen Wäldern bedeckt und daher auch heute noch wenig bewohnt ist. Die wenigen Fundplätze dieser Gegenden verteilen sich auf die Flußtäler und Pässe, die dem Verkehr dienten und so wie heute nur kleineren Siedlungen bescheidenen Lebensraum boten. Auch das Mühlviertel, von dem man immer noch glaubt, daß es in früheren Jahrtausenden von undurchdringlichen Urwäldern bedeckt war, hat in allen Teilen Funde ergeben.

Die Fundkarte soll den gegenwärtigen Stand der Fundverhältnisse zeigen. Die Auffindung von Bodenfunden ist weitgehend dem Zufall zu verdanken und der Boden mag noch viel enthalten, was unsere Ansichten korrigieren wird, kann aber auch schon viel preisgegeben haben, was menschlicher Unverstand nicht erkannt oder beachtet oder wieder vernichtet hat und daher der Wissenschaft entgangen ist. Von solchen Zufälligkeiten abgesehen, dürfte die Fundkarte doch ein brauchbares Schema für die ungefähre Verteilung der urgeschichtlichen Funde sein. So wird aber die Fundkarte auch gleichzeitig zur urgeschichtlichen Siedlungskarte, denn wir können aus ihr entnehmen, daß die Siedlungsverhältnisse in der jüngeren Steinzeit ungefähr die heutigen gewesen sind. Bedingt durch die damals wesentlich kleinere Bevölkerungszahl unterscheiden sie sich nur in den Größenmaßstäben von den jetzigen. Es gibt landwirtschaftlich bevorzugte und benachteiligte Regionen. Das Land ist aber in allen seinen Teilen dem Menschen bekannt und ist von ihm bewohnt oder zumindest begangen worden. Auch ins Gebirge ist der Mensch vereinzelt vorgedrungen, und Höhenfunde, wie beispielsweise eine Lanzenspitze aus der Umgebung des Mühlviertels am Schafberg, lassen sogar das Bestehen einer urzeitlichen Almwirtschaft nicht ganz unmöglich erscheinen.

Da in der Glockenbecher- und Mondseekultur, auf deren Wohnplätzen man ebenfalls schon kleine Kupferobjekte finden kann, diese sozusagen nur Beiwerk sind, während das Werkzeuginventar durchwegs aus Stein angefertigt wurde, zählen wir diese Kulturgruppen noch zum Neolithikum. Diese unscheinbaren Kupfersachen sind aber immerhin Zeugen einer Zeitenwende und erst die

schöne, große, kreuzständige Kupferlochhacke aus Linz-St. Peter, die in der Schausammlung als eines der Glanzstücke zu sehen ist, soll die neue Zeit einleiten.

Von einer Bronzezeit können wir in Österreich etwa ab 1800 oder 1750 v. Chr. sprechen. Sie endet mit dem Beginn der Eisenverarbeitung, das ist um 800 v. Chr. Die sogenannte Urnenfelderzeit, die von 1200 bis 800 v. Chr. reicht und früher meistens zur Eisenzeit gerechnet wurde, interpretieren wir heute als späte Bronzezeit, weil Eisenobjekte nur an ihrem Ende und da nur vereinzelt auftreten. Auf das Erscheinungsbild dieser Kultur übt das Eisen noch keinen nennenswerten Einfluß aus, denn der vorherrschende Werkstoff ist immer noch die Bronze.

Zeitlich gliedern wir die Bronzezeit in eine frühe, mittlere (Hügelgräberbronzezeit) und späte (Urnenfelderzeit), eine Ordnung, die auch der Aufstellung unserer Schausammlung zugrunde gelegt wurde. Innerhalb dieser chronologischen Gliederung gibt es zahlreiche regionale Gruppen und Kulturen mit einem so reichen Typenschatz, daß es uns ganz unmöglich ist, in diesem Rahmen auf das ausgestellte Material oder auch nur auf die in Oberösterreich nachgewiesenen Kulturgruppen im einzelnen einzugehen. Statt dessen möchten wir mit den paar nachfolgenden Gedanken den Besucher in die Gesamterscheinung der Bronzezeit einführen.

Daß man den Toten teils mit liebevoller Verehrung, teils mit Furcht begegnete, zeigt das Totenbrauchtum, das in jeder der drei genannten Zeitstufen ein anderes ist. In der frühen Bronzezeit ist die Hockerbestattung vorherrschend. Der Tote wurde in liegender Hockerstellung mit angezogenen Beinen (Schlafstellung) in einem Flachgrab (also ohne Grabhügel) beerdigt. In der mittleren Bronzezeit war es Sitte, den toten Körper in gestreckter Lage beizusetzen und über der letzten Ruhestätte einen mächtigen Grabhügel aufzuwölben. In der späten Bronzezeit wurde die Leichenverbrennung vorherrschend. Die verkohlten Knochenreste wurden aufgesammelt und in einer Urne in der Erde vergraben. Da solche Friedhöfe oft beträchtliche Ausmaße haben können, spricht man von einer Urnenfelderkultur. Sowohl ein Hockergrab als auch ein Brandgrab sind in der Schausammlung zu sehen. Bei allen drei Bestattungsarten hat man den Toten in der Regel samt Schmuck und Waffen und mehr oder weniger reichem Hausrat (besonders Keramik) und nicht selten auch mit einigen Nahrungsmitteln ins Grab gebettet, damit ihm im Jenseits ein erträgliches Dasein zuteil werde. Im Reichtum der Beigaben und in der Mächtigkeit des Grabhügels spiegelte sich zweifelsohne die soziale Stellung des Bestatteten wider.

Der Großteil unseres urgeschichtlichen Fundmaterials erfließt aus drei Quellen: Aus den Gräberfeldern, den Hortfunden und aus verlassenen Siedlungen. Der größte Hockerfriedhof mit über 100 Bestattungen wurde vor einigen Jahren in Holzleithen bei Hörsching ausgegraben. Schon lange sind die großen Hügelgräberfelder von Wimsbach und Gmunden bekannt, das von Kronstorf ist noch fast völlig unausgegraben. Auch der große Urnenfriedhof von Überackern ist noch lange nicht restlos freigelegt — obwohl ihn Pfarrer Saxeneder schon um 1864 durchstöberte.

Hortfunde sind für die frühe Bronzezeit und für die Urnenfelderzeit charakteristisch. Unruhige Zeiten veranlaßten den Menschen, seine Schätze in der Erde zu vergraben. Die Hortfunde der frühen Bronzezeit bestehen vorwiegend aus bronzenen Spangen- und Ringbarren, der damals üblichen Handelsform dieses Metalls. Es handelt sich dabei um die Metallvorräte wandernder Bronzegießer oder -händler, die ihren kostbaren Besitz in der Erde deponierten, ihn aber später nicht mehr heben konnten, weil sie auf den Platz nicht mehr zurückkehrten oder ums Leben gekommen sind. Der aus 50 Ringen bestehende Depotfund von Pfaffstätt ist der größte dieser Art aus Oberösterreich. Die urnenfelderzeitlichen Hortfunde bestehen vorwiegend aus Gußfladen und Altmetallen. Einen aus 135 Stücken bestehenden Fund vom Freinberg bei Linz, den größten unseres Landes (13,54 kg schwer), zeigen wir zur Gänze, um dem Besucher eine Vorstellung einer solchen Altmetallsammlung eines Bronzegießers zu geben. Neben den laibförmigen Gußfladen besteht der Fund vorwiegend aus zerbrochenen oder unmodern gewordenen Werkzeugen und Schmuckstücken, die sich über einen Zeitraum von mindestens 500 Jahren erstrecken. Das älteste Stück ist ein herzförmiger Schmuckanhänger einer Brustkette aus der mittleren Bronzezeit. Der jüngsten Stufe gehören die bronzenen Tüllenbeile der späten Urnenfelderzeit an.

Siedlungsfunde sind selten. Eine größere frühbronzezeitliche Siedlung, die in der Ziegelei Reisetbauer (jetzt Fabigan & Feichtinger) am Froschberg in Linz ausgegraben wurde, hat nicht nur 25 vollständige Gefäße verschiedener Größe und Form geliefert, sondern auch wertvolle Aufschlüsse über die damaligen Hausformen erbracht, so daß es möglich wurde, eine Wohnhütte zu rekonstruieren. Sie hatte rechteckigen Grundriß, und in den Boden waren ein Keller und eine Feuergrube eingetieft. Auf den niedrigen senkrechten Wänden aus Rutengeflecht, die mit Lehm verschmiert waren, ruhte ein bis auf den Boden herabreichendes Strohdach. Die Keramik aus dieser Siedlung, von der eine Auswahl zu sehen ist, zeichnet sich durch geschmackvollen Formenreichtum, hohes handwerkliches Können und gute Brenntechnik aus.

Mit dem Aufkommen des Eisens wiederholt sich der gleiche Vorgang, den wir schon bei der Erfindung des Kupfers erwähnen mußten. Zunächst war es so teuer und wertvoll, daß man der altbewährten Bronze noch den Vorzug gab. Aus dieser Frühzeit besitzt das öö. Landesmuseum mit dem Schwert aus Helpfau-Uttendorf ein besonders wertvolles Stück, denn dessen Bronzegriff ist mit zehn eingelegten Eisenstreifen verziert. Bronze war der Werkstoff, Eisen nur das Schmuckmetall. Mit dem Auffinden von Erzlagern in allen Teilen der damals bekannten Welt und der Verbesserung der Verhüttungsverfahren wurde die Eisenproduktion bald so gesteigert, daß sich die Eisenverarbeitung mit der Bronzemanufaktur annähernd die Waage hielt. Wir bezeichnen diesen Abschnitt als ältere Eisenzeit oder Hallstattkultur (800–500 v. Chr.). In der jüngeren Eisen- oder La-Tène-Zeit bekommt das Eisen sosehr die Oberhand, daß die Bronze nur mehr für Schmuckzwecke verwendet wird.

Für die Hallstattkultur wurde der berühmte Bergmannsort des Salzkammergutes namengebend. Vor etwa 100 Jahren wurde auf dem dortigen Salzberg in 1200 Meter Höhe das riesige Gräberfeld mit über 2000 Bestattungen ausgegraben, das so viele und schöne Beigaben enthielt, daß damals alle Spitzen der österreichischen Gesellschaft nach Hallstatt kamen, um sie zu bewundern. Der kleine Ort wurde bald in der ganzen Welt bekannt. Das Gräberfeld von Hallstatt muß heute noch als eines der bedeutendsten unseres Kontinents gewertet werden. Es handelt sich um den Friedhof der Bergknappen, die im dortigen Salzrevier unter Tag nach dem weißen Gold schürften und dieses weit über die Landesgrenzen hinaus verhandelten. Der Hallstätter Salzberg wurde gelegentlich schon von den Steinzeitmenschen aufgesucht und zumindest in der späteren Bronzezeit bereits bergmännisch ausgebeutet. Zu einem großangelegten Bergwerksbetrieb mit tief in den Berg vorgetriebenen Stollen und Schächten kam es allerdings erst während der Hallstattkultur. In der La-Tène-Zeit dürften durch Wassereinbruch (Unwetterkatastrophen) die Stollen abgesoffen und der Bergwerksbetrieb weitgehend lahmgelegt worden sein, denn an den 2000 Gräbern ist der La-Tène-zeitliche Anteil verschwindend klein. Um diese Zeit entfaltete der Dürnberg bei Hallein eine besondere Blüte und dürfte daher wohl das Erbe Hallstats angetreten haben. Das Steinsalz wurde an beiden Orten mit dem Pickel abgebaut und in ledernen Tragsäcken an den Tag gebracht. Spuren urgeschichtlichen Bergwerksbetriebes werden immer wieder bei der modernen Grubenarbeit angetroffen. Einige dieser Bergbaufunde sind auch in unserer Schausammlung zu sehen.

Das Salz brachte den im Bergwerk arbeitenden Menschen Reichtum und Ansehen, was sich in den reichen Beigaben des Gräberfeldes widerspiegelt. Aber

auch der Umfang des Bergbaues und die weitreichenden Handelsverbindungen lassen sich aus der Größe des Gräberfeldes und der Pracht der Beigaben erschließen, unter denen italienische Bronzegefäße und große Bernsteinperlen von der Ostsee keine Seltenheit sind. Neben dem alltäglichen Beigabenbestand, wie Schwerter und Dolche, Messer und Lanzenspitzen, Fibeln, Nadeln und Ringe, gibt es auch noch ein Übermaß von kunstgewerblichen und künstlerischen Bronzeerzeugnissen, die heute noch von dem Reichtum künden, der durch den Salzexport ins Land geflossen ist. Man spricht sogar von einem Hallstattstil, dessen besonderes Kennzeichen eine geradezu barocke Hypertrophie ist. Eine imposante Gehängefibel unserer Sammlung möge als Beispiel genannt sein.

Die Hauptmasse dieser Funde befindet sich im Naturhistorischen Museum in Wien. Dem öö. Landesmuseum steht leider nur ein kleinerer Fundbestand zur Verfügung, der bei einer Schlußgrabung im vorigen Jahrhundert noch geborgen werden konnte. Das in der Schausammlung gezeigte Material ist wiederum nur eine Auswahl aus dem hiesigen Besitz.

Wir würden unseren Blick zu sehr einengen, wollten wir wegen der überragenden Stellung des Hallstätter Gräberfeldes die zeitgenössische Kultur der übrigen Landesteile übersehen. Die erste Hälfte des letzten Jahrtausends vor Christus bedeutete für den ganzen Ostalpenraum zweifelsohne eine Zeit besonderer wirtschaftlicher Blüte, und dieser Wohlstand spiegelt sich in unserem Lande ein zweites Mal in einem Innviertler Fundplatz: im Fürstengrab von Utten-dorf. Aus den großen Waldgebieten des südlichen Innviertels (Weilhartsforst) kennen wir zahlreiche hallstattzeitliche Hügelgräbernekropolen. Die von Utten-dorf überragt alle anderen weit, denn ein Brandgrab enthielt einen 255,5 g schweren, großen Halsring aus purem Gold, der weit und breit seinesgleichen sucht und nur in Südwestdeutschland (Württemberg) einige Parallelen besitzt. Für die Schausammlung im neuen Museum wurde dieser Fund restauriert und sein ursprüngliches Aussehen wieder hergestellt. Da dieses Grab außer diesem Goldreifen, Bronze- und Keramikbeigaben auch einen Streitwagen enthielt und diese ganze Hinterlassenschaft von einem mächtigen Grabhügel überdeckt wurde, erscheint es uns gerechtfertigt, von einem Fürstengrab zu sprechen. Vom Wagen haben sich verständlicherweise nur die eisernen Radreifen, die Wagenbeschläge und Eisenteile des Pferdegeschirrs erhalten; das Holz ist dem Zahn der Zeit restlos zum Opfer gefallen.

Neben diesen Prunkgräbern sind natürlich auch kleinere, bescheidenere Hügel mit einer ärmlichen Ausstattung überliefert, bestehend aus einigen Gefäßen und Werkzeugen, und oft geradezu ärmliche Urnengräber der einfachen Landbevölkerung, die häufig nur aus einer Leichenbrandurne bestehen (z. B. Gräber-

feld von Ottensheim). Von den Siedlungen des Hallstattmenschen haben wir bisher wenig entdeckt. Auf dem Hallstätter Salzberg wurden die restlichen Balken von zwei Blockhäusern gefunden, die für diese heute noch gebräuchliche Bauweise ein hohes Alter belegen.

Die späte Bronzezeit war eine kriegerische, unruhige Periode, in der sich geradezu eine Völkerwanderung, von einem Zentrum in der Lausitz ausgehend, über ganz Europa ergoß: Die große Urnenfelderwanderung. Es kam zu einem lebhaften Umschichtungsprozeß der Völker mit zahlreichen neuen Stammes- und Volksbildungen. Zum Beginn der Hallstattkultur begannen sich die Verhältnisse wieder zu normalisieren und die nun einsetzende Epoche des Friedens ermöglichte den unerhörten kulturellen Aufschwung und die weltweiten Handelsverbindungen, die für die Periode kennzeichnend sind und von denen wir vorher berichtet haben. Mit Staunen stehen wir auch heute noch vor den Leistungen der durchwegs bäuerlichen hallstattischen Bevölkerung, obwohl sie in die Ära der großen antiken Weltereignisse fallen, aus denen die Welt des klassischen Altertums erwuchs: Die Gründung Roms, Blüte und Untergang der etruskischen Macht, die ersten olympischen Spiele, die Perserkriege und die Zeit der großen griechischen Staatsmänner Perikles und Themistokles. Diese Ereignisse von weltweiter Bedeutung mögen sicher in der offenen Haltung der hallstattzeitlichen Bevölkerung einen empfänglichen Nährboden gefunden haben. Trotz aller Umweltseinflüsse können wir aber die eigene Leistung der eisenzeitlichen Bewohner unserer Alpen nicht übersehen. Zum ersten Male in der Geschichte unserer Heimat kennen wir auch ihren Namen: es war das Volk der indogermanischen Illyrer.

Die Friedensperiode der Hallstattzeit erfuhr durch den Kelteneinbruch ein jähes Ende. Mit einer unvergleichlichen Kraftentfaltung brach dieses Volk um 400 v. Chr. aus seinen Wohnsitzen in Nordostfrankreich und Südwestdeutschland nach England, Italien und Mitteleuropa auf und zog über Südosteuropa bis nach Kleinasien, wo diese große keltische Wanderung zum Stillstand kam. Durch diese kriegerische Aktion errangen sich die Kelten eine solche Vormachtstellung in Europa, daß sich neben ihnen zunächst kaum ein anderes Volk behaupten konnte. Das in Mitteleuropa vorgefundene Wirtschaftsgefüge, Salzbergbau und Kupferindustrie, besonders aber die von den Trägern der Hallstattkultur gut ausgebauten Handelsverbindungen brachen in diesen Wirren fast völlig zusammen und mußten von den neuen Herren oft mühevoll neu aufgebaut werden.

In den neubesetzten Gebieten bildeten die Kelten nämlich nur eine Oberschichte, denn die bereits seit Jahrhunderten hier sesshaften illyrischen Bauern

waren nicht völlig verdrängt oder zur Abwanderung gezwungen worden, sondern konnten weiterhin das Land bebauen. Die wirtschaftliche Machtkonzentration lag in keltischen Händen. In den gebirgigen, schwer zugänglichen und weniger ertragreichen Landesteilen stießen die Kelten nur selten vor, so daß sich gerade in diesen Bereichen das illyrische Element bis weit in die Römerzeit hinein halten und ungestört entwickeln konnte. Zwei prominente Orte in unseren Alpen, in denen es zur Bildung bedeutender keltischer Zentren kam, waren die Salzlagerstätten Hallstatt und Hallein (Dürnberg), wobei allerdings der letztere das früher so berühmt gewesene Hallstatt bald weit übertraf.

Daß aber die neue Oberschichte auch in unserem Lande nicht unbedeutend gewesen sein kann, beweisen die keltischen Fundplätze, die davon berichten, daß sich mit den Neuankömmlingen auch der neue Stil dieses Volkes in den Gebrauchsgütern und Schmuckerzeugnissen allgemein durchsetzte. Wir nennen diese Kultur nach einem berühmten Schweizer Fundort am Neuenburger See La-Tène-Kultur.

Die in einer eigenen Vitrine ausgestellte bronzene Schnabelkanne aus Sunzing am Inn, die in einem keltischen Grab gefunden wurde, ist ein etruskisch-griechisches Erzeugnis, das von den wiedergewonnenen Handelsverbindungen mit Italien kündigt. Es ist die einzige, die bisher in Österreich gehoben wurde. Von solchen Handelsverbindungen zeugen auch einige keltische Goldmünzen (sogenannte Regenbogenschüsselchen), die in unserem Lande geborgen wurden. Die Kelten sind das erste Volk auf österreichischem Boden, das, angeregt von der mittelmeeischen Antike, eigene Münzen prägte und in Umlauf setzte.

So wie jedes Lebewesen dem Gesetz des Stirb und Werde unterliegt, war auch die Hochblüte dieser keltischen Expansionskultur nicht von immerwährender Dauer. Wohl am erfolgreichsten wurde das Keltentum von der im Lande verbliebenen bodenständigen Bevölkerung untergraben. Da es nach dem Abklingen der großen Wanderbewegung keinen biologischen Nachschub mehr erhielt, kam es zu einer zunehmenden Vermischung mit der unterworfenen illyrischen Bevölkerung und damit zu einem immer stärker werdenden Zersetzungsprozeß innerhalb der keltischen Kultur. Seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. drängten die jungen, unverbrauchten Germanenvölker immer mehr nach Süden und kamen damit auch mehr und mehr mit der keltischen Machtsphäre in Berührung. Erstmals wurde der keltische Raum Österreichs in stärkerem Ausmaße von germanischen Kriegerscharen am Ende des 2. Jh. v. Chr. heimgesucht, als die Cimbern und Teutonen nach Italien ziehen wollten und im Jahre 113 v. Chr. den Römern die viel beachtete Schlacht bei Noreia lieferten. Zum entscheidenden Hieb holte aber erst das römische Imperium aus. Seit dem Ende des

3. Jahrhunderts v. Chr. unterhielt es mit den Norikern Kärntens rege Handelsverbindungen, die auf eine Annexion des keltischen Alpenraumes bis zur Donau hinausliefen. Das einst so starke Keltentum hatte nicht mehr die Kraft, diesem zangenartigen Druck von Nord und Süd dauernd standzuhalten. Bisher siedelte man in der offenen Landschaft. Eine solche Flachsiedlung wurde vor einigen Jahren in Neubau in der Welser Heide untersucht und hat u. a. mehrere interessante Hausgrundrisse ergeben, die eine anschauliche Rekonstruktion des damaligen Wohnwesens ermöglichten. In spätkeltischer Zeit wurden zum besseren Schutz befestigte Höhengründungen angelegt. Reste solcher Anlagen sind heute noch durch mächtige Wallsysteme in der näheren Umgebung von Linz am Freinberg, Gründberg und Kürnberg erkenntlich. Aber auch sie vermochten den andrängenden Völkern aus Nord und Süd nicht standzuhalten. Die Vormachtstellung der Kelten wurde endgültig gebrochen, als im Jahre 16 v. Chr. Drusus und Tiberius mit ihren Legionen an der Donau erschienen, um diesen Fluß als zukünftige Reichsgrenze des römischen Imperiums zu erklären. Im darauffolgenden Jahr wurden schließlich im keltischen Österreich die beiden römischen Provinzen Norikum und Rätien errichtet, und damit wurde das Schicksal unseres Landes wieder auf einige Jahrhunderte in neue Bahnen gelenkt. Diese Entmachtung der Kelten war aber nicht gleichbedeutend mit ihrem sofortigen Untergang. Zwischen ihnen und den neuen Herren kam es zu einem friedlichen Zusammenleben und keltisches Volkstum und keltische Gesittung konnten sich zumindest noch einige Jahrzehnte halten. Ihre Kultur ging verhältnismäßig rasch in der alles beherrschenden römischen Zivilisation auf. Allmählich wurde aber auch der Rest des noch verbliebenen blutmäßigen Erbes von den jüngeren römischen und germanischen Völkern aufgesogen.



Römischer Familiengrabstein, erste römerzeitliche Erwerbung des öö. Landesmuseums 1833 (Ehepaar, Reitpferde mit Pferdehalter)

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Museumsführer und zur Geschichte des  
Oberösterreichischen Landesmuseums](#)

Jahr/Year: 1963

Band/Volume: [1963](#)

Autor(en)/Author(s): Reitinger Josef

Artikel/Article: [Die Urgeschichtliche Kultur Oberösterreichs 75-88](#)